

ler, Schöppler, Schnäpsler. Auch in diesen Wörtern steckt manchmal etwas Geringschätziges, oft fast Beschimpfendes. Die Schriftsprache hat, beeinflußt von der Mundart, ähnliche Bildungen: Volksparteiler, Umstürzler, Jugendbewegler.

Nun verkleinert aber im Schwäbischen le nicht bloß Hauptwörter, sondern fast ebenso gut auch Zeitwörter. Die Schriftsprache verwendet hier eln, aber ziemlich sparsam. So entstehen bei uns Wörter wie gärtle, häckle, köchle, brätle, schäffle, schnucke, schnecke, lumple, schwätzle, schimpfe, ausforsche, rumfrägle, ausvisle. In allen diesen Wörtern steckt deutlich die Verkleinerung, oft mit dem Tadel für ein Nichtgenügen. Kindern gegenüber können fast alle Zeitwörter so verkleinert werden: essele, trinkele, aufwächele, sitzele, standele, kommele, springele. Sie singen: Es regelet, es tropfelet, die alte Weiber hopfelet.

Bei einer Reihe von Zeitwörtern wie ältele, brändele, meuchele, schimsele, fernele, herrele, buebele bedeutet die Nachsilbe nur einen Näherungswert („ähnlich wie“), also auch eine Art Verkleinerung.

Außer Haupt- und Zeitwörtern lassen sich nun aber schwäbisch auch fast alle andern Wortarten durch le verkleinern. Das gilt Kindern gegenüber besonders von den Eigenschaftswörtern: schönle (das Schönele ist ein Bildle), gutle, warmle, tapferle. So trug auch ein bekannter und beliebter württembergischer General den Spitznamen Tapferle. Weiter aber gibt es auch Bildungen wie sodele, wasele, jetztele, prositle. Bei Ausrufen, Gruß- und Wunschformeln sind noch ganz andere Verkleinerungen möglich, oft von ganzen Sätzen: O jeminele, o jele, au jägerle, ach Herrjesle, ei du liebs Herrgöttle, Grüßgottle, Gutsnächtle, Gutmörgele, Gsundheitle, Helfdirgottle!

So kann sich zwischen einem Stammgast und der einheimischen Kellnerin folgendes Gespräch entwickeln: Rikkele! – Wasele? – A Viertele! – Jetztele. – Sodele. – Prositle! Lieber und gemütlicher geht's wohl kaum mehr (vgl. dazu auch Sebastian Blau, Schwäbisch, S. 15).

Zum Schluß sei bemerkt, daß die le hier alle gleich wiedergegeben werden, obwohl sie in Einzahl und Mehrzahl und in den verschiedenen Landesteilen verschieden zu sprechen sind; der echte Schwabe weiß, wie er zu sagen hat, und die andern bringen's ja doch nicht ganz richtig fertig.

Schwäbische Familienkultur

Zu einer Ausstellung im Reutlinger Heimatmuseum

Von Karla Johns

„Die Natur lehrt Eltern und Kinder doch nur zusammenzuhalten, solange die Kinder klein sind. Daß die Bindung über die Generationen fortgeführt wird, ist schon Kultur. Sie nimmt ihren Ausgang vom vierten Gebot.“ So heißt

es einmal in der Autobiographie von Elly Heuß-Knapp. Die Wahrheit dieses Ausspruches läßt sich besonders schön an dem Beispiel einer schwäbischen Familie zeigen, deren Charakterzüge, Wesen und Wirkung uns in Gestalt von Lebensdokumenten aus beinahe zwei Jahrhunderten in seltener Reichhaltigkeit vorliegen; dadurch wird auch ein tiefer Einblick in die schwäbische Geistes- kultur des letzten Jahrhunderts möglich. Der Stadt Reutlingen gebührt das Verdienst, durch die Gedächtnisausstellung für Isolde Kurz, die zu ihrem hundertsten Geburstag am 20. Dezember eröffnet wurde, das Interesse der Öffentlichkeit einmal wieder auf die versunkenen Schätze einer Epoche gelenkt zu haben, aus der heraus auch noch unsere heutige Generation lebt, denkt und Politik treibt, mag sie sich dessen bewußt sein oder nicht. Denn was der Kustos Dr. Werner Hülle, unterstützt von Leihgaben des Schiller-National-Museums, in dieser Sonderausstellung zusammengetragen hat, beschränkt sich ja nicht darauf, das Leben der schwäbischen Dichterin zu veranschaulichen, sondern weist auf Zusammenhänge, die tief in das Geistesleben der bürgerlichen Mittelschicht in der politisch so zukunftsträchtigen Mitte des vorigen Jahrhunderts hinabreichen. Von der alten Überlieferung der freien Reichsstadt Reutlingen sprechen die Ahnenbilder des Glockengießers Johann Kurtz und seiner Frau. Sie würden aber nicht so lebendig zu uns sprechen, hätte der Dichter nicht auch sie innerhalb der vier Geschlechterreihen, die er in ihren Eigenheiten und ihrer Umgebung geschildert hat, so deutlich vor uns hingestellt. Die anmutig-lebensvollen Züge, die uns auf dem Bild der Mutter des Dichters entzücken, finden wir auf dem klaren Knabengesicht des dreijährigen Hermann Kurz und auch, durch winzige fremdartige Merkmale anderer Herkunft bereichert, in dem Antlitz der jugendlichen Isolde Kurz gespiegelt. Wie die Ideen der Zeit Eingang auch in die ehrwürdigen Klostermauern von Maulbronn fanden, lehren uns die von Polenschwärmerei und Freiheitsidealen glühenden Gedichte und Manifeste der Kompromotionalen, die in den Jahren 1827–1831 sogar einen „Maulbronner Musenalmanach“ herausgegeben haben, wozu sich handgeschriebene Manuskripte finden. Die große Schar der Freunde, von dem berühmtesten, Mörike, bis zu dem treuesten, stillsten, in seiner Dorfeinsamkeit fast vergessenen, begabten Rudolf Kausler, ist in unzähligen, zum großen Teil noch unveröffentlichten Briefen vertreten. Die achtundvierziger Jahre mit ihren großen Hoffnungen, ihren glühenden Gefühlen, die alle, die sich diesen Ideen verschworen, brüderlich einten, finden ihren besonders ergiebigen Niederschlag deshalb, weil nun die geist- und lebensprühende Gattin des Dichters, Marie von Brunnow, hinzutritt. Ihr ist ein ganz skuriles, in seiner Eigenart sehr interessantes Dokument gewidmet, das sogenannte „Rote Album“, das parodistische Zeichnungen und Knittelverse der drolligsten Art, mit roter Tinte, auf rotem Papier enthält und aus der Feder des feinsinnigen Literaten Adolf Bacmeister stammt. Es ist die heitere, naiv-kindliche Kehrseite dieser politischen

Bewegung, und man kann das Heft nicht ohne Rührung aus der Hand legen. Weiter begegnen wir dem Demokraten und Dichter Ludwig Pfau, der lange als politischer Flüchtling in Paris lebte, aber zu einem heimlichen Besuch bei Kurzens einkehrte, und dem wenig jüngeren Wilhelm Hertz, der in München lehrte. Isolde Kurz schildert ihn nach einem Besuch als einen Vertreter „edelsten Schwabentums, wurzelecht wie ein Erzschwabe, aber ins Welt-schwabentum erhöht“. Er las einmal in ihrem Beisein Gedichte Christian Wagners vor, worüber die Dichterin ihrer Mutter in einem gleichfalls vorliegenden Brief tief beeindruckt schreibt.

Der gesamte Nachlaß, der – was bei dem hohen Alter der Jubilarin verständlich ist – keine begonnenen Manuskripte oder Fragmente enthält, legt ein beredtes Zeugnis von ihren rastlosen Bemühungen zur Weiterbildung und Selbstvervollkommenung ab. Da finden sich Hefte mit Wörterklärungen- und Deutungen, Blätter mit griechischen Redewendungen und Vokabeln, Aufzeichnungen über die Lektüre deutscher und französischer Literatur, Tagebuchnotizen. Darunter auch die für die Denkweise der Isolde Kurz besonders charakteristischen, die sich auf das von der Mutter Feuerbachs herausgegebene Buch „Ein Vermächtnis“ beziehen: „Daß sich das alte Trauerspiel immer erneuen muß. Und wie ergreifend, daß alle, die mit Aufopferung des Ichs nach dem Echten streben, das Ideal innerhalb der Natur suchen, zu denselben Resultaten gelangen, ja fast die gleiche Sprache sprechen. Ich denke an Kleist, Marée, Stauffer, die nächsten, die mir gerade einfallen, alles eine Familie. Und dabei reden sie heute von neuen Bahn, die man einschlagen, von Zeitbedürfnissen, die man befriedigen müsse, diese Socialdemokraten im Geiste.“ Bezeichnend für sie ist auch der Korrekturbogen, auf dem von ihrer Hand die Fremdworte ausgestrichen und verdeutscht an den Rand gesetzt sind.

Nicht ohne Interesse für uns Heutige ist ferner eine Art Geschäftstagebuch, in dem die Dichterin ihre Beziehungen zu Presse und Verlagen notiert und aus dem wir erfahren, wie ein Schriftsteller vor dem ersten Weltkrieg honoriert wurde. Eugen Salzer, Heilbronn, zahlte für das Gedicht „Das bist Du“, das in einem Kalender veröffentlicht wurde, 20 Mark, die Frankfurter Zeitung für ein Feuilleton 90 Mark. Die kleine Novelle „Der strahlende Held“ brachte 300 Mark.

Auch die zeitgenössische Kritik wird in der Ausstellung berücksichtigt. Theodor Heuß tritt mehrmals als Rezensent auf. Das Buch „Aus meinem Jugendland“ preist er in einem vierspaltigen Feuilleton der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung als „wichtigen Beitrag zur schwäbischen Geistes- und Kulturgeschichte“. 1916 schreibt er auf einer Postkarte als Herausgeber des „März“, einer freiheitlichen kulturellen Wochenschrift: „Ein Kuriosum der württembergischen Freiheit: der ‚März‘ muß, obwohl ich aufs lebhafteste dagegen angekämpft habe, auch jede lyrische Zeile – und wenn sie nur den Frühling begrüßte – der militärischen Vorzensur vorlegen.“

Die italienische Periode der Dichterin wird in der Ausstellung besonders glücklich illustriert. Die Anfänge des „Weltbades“ Forte dei Marmi, das von der deutschen Künstlerkolonie in Florenz seinen Ausgang nahm, schildern Fotos, Gemälde und Briefe.

Auch der Ausklang dieses reichen, langen Lebens wird ergreifend deutlich. Totenmaske und der Abguß der Hand, dieser schmalen, reichgegliederten Greisenhand verraten mehr von einem geisterfüllten Dasein als Bildnisse und Handschrift, deren Entwicklung vom Kindesalter bis ins achte Jahrzehnt ein eigenes Studium wert wäre. Von Kampf und Überwindung zeugt auch das wie von innen her erleuchtete Antlitz des Jugendfreundes Ernst von Mohl auf dem Totenbette, ein Bild, das sich für immer einprägt.

Aber die Ausstellung in den beiden Kurz-Zimmern des Heimatmuseums wäre nicht vollständig, hätte man nicht auch der genialen Brüder und Nachkommen gedacht. Verschwenderisch hat die Familie Kurz innerhalb von drei Generationen Blüten und Früchte getrieben. Die eindrucksvolle Bismarckbüste des Bildhauers Erwin und die genialen Bauwerke seines frühverstorbenen Sohnes Otho Orlando Kurz sind wie die literarischen Werke des Vaters und der Schwester unvergängliche Denkmale dieser begabten Familie.

Aber alle, die sie liebte, gingen vor ihr dahin. Wie sehr die alternde Dichterin unter der Vereinsamung litt, bezeugen ein paar Verse aus ihrer allerletzten Zeit:

Weißt Du noch?

Sie sind gegangen,	Mußt niedersteigen
Sind alle gegangen,	Zu denen die schweigen.
Kann keinen mehr fragen:	Dort schlagen zusammen
Sag, weißt du noch?	erloschene Flammen.
O Wetten und Wagen	Bei den ewigen Chören
O Zürnen und Zagen	Da kannst du es hören
Gemeinsames Plagen,	Das: Weißt du noch?
Ein seliges Joch! –	

Immer wieder die Außenreklame

Von Hans Schwenkel

Die Arbeitsgemeinschaft gegen die Auswüchse der Außenreklame hat im Sinne der Heimatpflege an das Bundesfinanzministerium in Bonn ein Schreiben gerichtet, das wir im Auszug wiedergeben.

Unbegrenzte Abzugsfähigkeit der Kosten für Außenreklame an der Steuer

Alle unbefangenen Stellen wollen von der aufgebauschten und überflüssigen Außenreklame in Stadt und Land nach amerikanischem Muster nichts wissen. Das gilt zunächst für den erdrückenden Teil der Bevölkerung, nämlich aller, die nicht so oder so daran verdienen. Ebenso gilt das, abgesehen von ein paar Dutzend Markenfirmen, auch für